

Nr. 176. Bromberg, den 16. September 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

(8. Fortsetzung.

Die Tür flog auf.

„Ah! Guy, du hier ... Zwei Herren aus Neuyork kamen soeben an, die dich zu sprechen wünschen."

„Ah, sofort. Bitte um Entschuldigung. Vielleicht leistest du Mr. Smith einen Augenblick Gesellschaft. Ich glaube nicht, daß meine Abwesenheit lange dauern wird."

Jetzt erst wandte sich Juanita dem Chefingenieur zu.

„Ah, guten Tag, Mr. Smith, wie geht es Ihnen? Ich sehe mit Bedauern, daß Ihr Aussehen nicht das alte, gute, gesunde ist. Nun, ich verstehe, die Aufregungen und Anstrengungen der letzten Wochen. Wie ich hörte, mußten Sie Ihre Arbeiten im höchsten Maße forcieren ... das hat Sie arg mitgenommen. Sie sehen blaß aus, Mr. Smith, Sie fühlen sich nicht wohl."

Der Chefingenieur zwang sich zu einem Lächeln und beugte sich über Juanitas Hand.

„Ihre Teilnahme, Miß Alameda, berührt mich tief."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Gewiß, Miß Alameda, es waren Wochen der größten Anspannung für Geist und Körper. Doch bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen. Ich vergesse ganz, ich bitte um Entschuldigung. Ich bin ..."

„Oh, gewiß, ich sehe, Mr. Smith, Sie müßten ausspannen. Es dauert ja nicht mehr lange, und der Kanal wird gesprengt sein. Dann werden Sie Zeit haben, hier fortzugehen. Sie werden reisen ... Oh, Sie werden Erholung finden. Bitte, nehmen Sie doch Platz, Mr. Smith. Hier auf diesem Fauteuil zu meiner Seite .. und plaudern wir, bis Mr. Rouse wieder hier ist."

Und James Smith tat es ... und hörte, wie sie zu ihm sprach ... fühlte, wie sich eine Hand auf seinen Arm legte, ... fühlte, wie ein Fluidum unbegreiflicher Art auf ihn überging. — — —

Er saß mit halbgeschlossenen Augen. Das leise Rascheln eines Papiers ... Worte ... schmeichelnd, lockend ...

*

Die kaiserliche Standarte, der rote Löwe auf schwarzem Grunde, wehte vom Turm des Augustus-Schachtes.

Der Kaiser ist hier, raunte es von Mund zu Mund.

Mit kleinem Gefolge schritt er unter Führung des Chefingenieurs Grimmaud durch die Anlagen, immer wieder stehen bleibend, fragend ...

Jetzt zu dem Chef der Genietruppen sich wendend. Jetzt zu dem Chefingenieur. Lobend ... tadelnd ... Es schien, als ob er sich nie mit etwas anderem als mit diesen Arbeiten am Schacht beschäftigt hätte.

So schritt er durch die wie von Zauberhand über Nacht geschaffenen Riesenanlagen. Anlagen, die schon jetzt unter Benutzung von Hunderttausenden von Tonnen Karbids Millionen von Pferdestärken erzeugten. Ein Kesselsystem von verwirrender Ausdehnung. Riesenhafte Gasturbinen. Elektrische Generatoren von bisher nie gesehenen Ausmaßen. Ein dichtes Spinnennetz von Hochspannungsdrähten, das sich weithin verzweigte.

Am östlichen Rande hielten sie an. Ein Riesenwalzwerk war hier entstanden. Doch kein Laut drang aus der mächtigen Halle.

„Immer noch nicht im Betrieb!" sagte der Kaiser.

„Sobald die Motoren angekommen sind."

Die Stirn des Kaisers verfinsterte sich.

„Sie müßten längst hier sein", fuhr Grimmaud fort, „wenn ..."

„... nicht Europa Lieferant wäre", vollendete der Kaiser.

„Sie schwimmen, Majestät. Das Transportschiff ist unterwegs."

„Es wird länger schwimmen, als uns lieb ist." Augustus machte ein paar Schritte zu dem leeren Gebäude hin, hielt an und drehte sich um, wandte sich zu seinem Adjutanten.

„Diese Maschinen werden von morgen ab in den Kongowerken gebaut. Befehl geht heute ab!"

„Majestät!" wagte Grimmaud einzuwerfen. „So leicht dürfte das nicht sein."

Ohne Grimmaud zu antworten, wiederholte der Kaiser den Befehl an den Adjutanten. Dann zu Grimmaud.

„Zurück zum Verwaltungsgebäude!"

Um einen Tisch, der mit Karten und Plänen dicht bedeckt war, nahmen sie Platz. Der Kaiser wandte sich an Grimmaud.

„Ich bin zufrieden, Herr Chefingenieur. Sie haben mehr geleistet, als ich erwartete. Wie steht es mit der Gesundheit der Leute, die im Schacht arbeiten?"

„Auch in dieser Beziehung kann ich Euer Majestät nur Günstiges berichten. Durch unsere eigenen Konstrukteure haben wir im Laufe der Jahre des Schachtbaues die Bewetterungsfrage von Grund auf studiert, mit jedem Kilometer neue Erfahrungen gesammelt. So waren wir in der Lage, auch nach der Erbohrung der Karbidlager tadellos zu bewettern. Die hohe Erdwärme und die Ventilation machen uns keine Schwierigkeiten. Wir arbeiten unter Tag in vier Schichten."

„Wie arbeitet Ihr Regenschutz? Der Wolkenbruch der vorigen Woche machte mir Sorge."

„Majestät! Auch hier haben sich unsere Sicherheitsbauten vollkommen bewährt. Wasserschwierigkeiten haben wir nicht."

„Gut! Herr Grimmaud ... sehr gut. Das Wasser ist Ihr ärgster Feind. Vergessen Sie das niemals! Keine Maßnahme darf hier versäumt werden.

Hiermit, Herr Chefingenieur, komme ich zu dem eigentlichen Zweck meines Besuches."

Der Kaiser ergriff einen Rotstift und fuhr auf einer geologischen Schichtenkarte die Schachttiefe ab. Hier und dort hielt der Rotstift an und machte ein Kreuz.

„Hier, Ihre verwundbaren Stellen! In dem ersten Kilometer haben Sie mehrere wasserführende Schichten. Auf Kilometer Vier haben Sie eine starke Wasserader im zerklüfteten Gebirge. Diese Stelle scheint mir besonders gefährdet."

Der Kaiser hielt inne. Grimmaud sah ihn an ... erstaunt ... fragend.

„Ich sehe an Ihrem Gesicht, daß Sie eine Frage auf dem Herzen haben. Bitte, Herr Grimmaud!"

„Eure Majestät sagten soeben „gefährdet". Ich kann Euer Majestät versichern, daß die Schachtmauerung an diesen Stellen mit einer Sorgfalt gemacht worden ist, daß an keinen Wassereinbruch zu denken ist."

„Herr Grimmaud, Sie sind zweifellos ein hervorragen-

der Ingenieur. Politische ... diplomatische Fragen kümmern Sie weniger. Sie sehen hinter der Anerkennung, die unser Werk in der ganzen Welt findet, nicht den Neid ... den Haß, der sich leicht zu Taten verdichten könnte. Besonders leicht dann, wenn politische Hochspannung herrscht. Daß die aber augenblicklich vorhanden ist, dürfte auch Ihnen nicht verborgen sein."

Auf Grimmauds Mienen lag tiefer Ernst. Er schüttelte langsam den Kopf.

„Ich verstehe. Euer Majestät denken an ein Attentat auf den Schacht. Euer Majestät meinen, es könnte jemand die Wasseradern anschneiden ... Wasser in unsere Karbidgänge da unten! ... die Folgen wären nicht auszudenken ... Aber, ich glaube Euer Majestät versichern zu können, daß diese Befürchtungen grundlos sind ... Nein! ... die Mauerung ... zehn Meter stark ... mit Sprengpatronen auch kräftigster Art ist da nichts zu machen!"

Der Kaiser schaute prüfend in das Gesicht Grimmauds. Er kannte ihn als einen unbedingt zuverlässigen, tüchtigen Menschen. Keine Spur eines Zweifels war auf dessen Mienen sichtbar. Er wandte sich an den Genieoffizier.

„Was meinen Sie dazu?"

„Ich kann nur wiederholen, was ich Euer Majestät schon in Timbuktu versicherte. Ich halte es auch für ausgeschlossen."

Der Kaiser blieb ernst.

„Ich verlasse mich ... ich muß mich auf Sie verlassen, meine Herren. Die Befürchtungen kamen mir ... lächeln Sie ruhig, meine Herren ... vorgestern nacht im Traum. Aberglauben! Und doch, welcher Mensch ist ganz frei davon? Der Traum! ... Er war fürchterlich. Ich sah ... sah, wie von verbrecherischer Hand die Schachtwand geöffnet wurde, sah, wie ein Riesenstrom kochenden Wassers sich in die Grubengänge ergoß, sah, wie eine Verbrecherhand den Brand in das aufsteigende Gas schleuderte ... sah, wie eine Riesenfackel emporloderte, höher und immer höher, der Sonne entgegen, sie erreichte ... mit ihr verschmolz, ... sah, wie die Sonne zerschmolz, ein Feuerstrom vom Himmel zur Erde niederging ... alles verbrennend, alles vernichtend ..."

Der Kaiser lehnte sich schweratmend zurück und deckte die Augen mit der Hand. Man sah, wie ihn das gräßliche Traumbild wieder ganz gepackt hatte und peinigte.

Drückende Stille ... Grimmaud brach das Schweigen.

„Die Befürchtungen Euer Majestät sind grundlos. Es gibt keine Möglichkeit, daß sich das je verwirklichen könnte. Niemand, außer Euer Majestät, kann mehr Interesse an dem Schacht haben als ich ... der ich die Pläne entwarf und durchführte. Keine Mutter kann eine größere Liebe und Sorge um ihr Kind haben, als ich um den Schacht. Ein Attentat in der Weise ist völlig ausgeschlossen. Ich wiederhole es."

Der Kaiser blickte auf. Er reichte Grimmaud die Hand.

„Mein Vertrauen zu Ihnen, lieber Grimmaud, ist groß ... riesengroß ... ich glaube das des öfteren bewiesen zu haben. Ich werde daran ... ich werde an Ihre Worte denken, wenn sie mich wieder packen ... die Erinnerungen an diesen Traum.

Immerhin, wir wollen die Zahl der geheimen Polizeiagenten unter der Belegschaft verdoppeln. Die Fremdenkontrolle in Mineapolis verschärfen. Ich betone ... der Attentäter braucht nicht von Kapstadt zu kommen. Er kann auch von Europa ... er kann auch von Amerika kommen ..."

*

Klaus Tredrup kam über den Glockengießerwall hergeschlendert. Vor dem Gebäude des Hamburgischen Curiers blieb er stehen, nahm die unvermeidliche Pfeife aus dem linken Mundwinkel, klopfte sie sorgfältig aus und ließ das altgediente Gebrauchsstück in der Jackettasche verschwinden. Dann trat er in das Gebäude und fuhr in den zweiten Stock zu den Redaktionen hinauf.

Hier angekommen, wollte er dem Botenmeister, wie er es in diesen Wochen schon so oft getan, ein Manuskript übergeben. Aber heute hatte der eine Bestellung für ihn.

„Herr Tredrup, der Chefingenieur wünscht Sie zu sprechen."

„Hm ... so, na denn man tau, Klaus!"

Eine Minute später saß er dem Redaktionsgewaltigen in dessen Arbeitszimmer gegenüber.

„Herr Tredrup ... Wahrheit und Dichtung zusammen machen den Journalisten. Das haben Sie ja auch richtig erkannt. Ein Journalist sind Sie. Aber hinter das Geheimnis der Mischung sind Sie noch nicht gekommen. Es ist wie die Kunst, eine Bowle zu mischen. Von dem ... und dem und dem was ... Das Ganze muß schmecken ... und bekommen.

Das letztere war bei Ihrem letzten Artikel nicht mehr der Fall. Die Zahl der Leser, die protestierten, wurde immer größer. Das C. T. unter Ihren Arbeiten wurde von der Konkurrenz schon ironisch identifiziert mit dem ... J. H. ... jenem J. H. ..."

„J. H. ...? Ist das ..." Claus Tredrup schaute den Chefredakteur verständnislos an. „... Ist das etwa ein Vorgänger von mir?"

„Vorgänger, Herr Tredrup? Unter uns gesagt ... die Ehre wäre etwas groß ... für Sie."

„Wieso? ... was? ... was?"

„Erinnern Sie sich nicht?"

„Woran? ..."

„An jenes Gutachten, das vor fünf Jahren ..."

„Ach so! Ja, ja ... J. H. ... Jot Ha! ... Ja das. Hm! ... Und damit vergleicht man mich wirklich?"

Er strich sich lachend über die Magengegend.

„Hm, hm ... eine große Ehre für mich ... aber den J. H. hätte ich für längst vergessen gehalten ... Fünf Jahre sind es her, daß ..."

„... daß sämtliche Redaktionen der Welt sich den Kopf zerbrachen ... Tag und Nacht ... über die eine Frage: Wer ist J. H.? ..."

„Nun, das kann ich Ihnen sagen."

„Was? ... was? ... Sie wissen? ..."

„Nun, das ist eben ein Mann, der ... hm ... hm ..."

Der Chefredakteur war in höchster Spannung aufgesprungen und starrte den Sprecher an.

„... der die Ehre nicht voll zu schätzen weiß, von der Geburt bis zum letzten ... nun, sagen wir mal Räuspern ... in einer verehrlichen Presse verewigt zu werden ..."

„Herr Tredrup! ..."

„Herr Doktor ... Ich hatte die Ehre ... Der edle Lord geht fort zu Schiff nach Spitzbergen ..."

Er war im Begriff, die Tür zu schließen. Aber mit einem Tigersatz war auch der Chefredakteur an der Tür.

„Herr Tredrup! Wohin? ... Nach Spitzbergen?"

„Einen Augenblick, bitte! Wollen Sie wieder Platz nehmen?!"

Tredrup setzte sich.

„Jawohl, mein Herr! Meister Tredrup geht nach Spitzbergen ... aber nicht als Journalist, sondern wieder als ehrlicher Ingenieur ... als Bohringenieur der Firma Jacob Jeremias Uhlenkort & Söhne ... Ihnen gesagt, Herr Chefredakteur."

„Außerordentlich interessant, Herr Tredrup. Lassen wir alles vorher Gesprochene. Sie kennen doch die letzten Nachrichten aus Spitzbergen ..."

„Keine Ahnung, Herr Doktor."

„Na ja. Aber Sie kennen doch Spitzbergen?"

„Keine Ahnung, Herr Chefredakteur. Bin noch nie dagewesen. Weiß gerade nur, daß es da oben ein Insel Spitzbergen gibt."

„Aber Sie wissen doch, wo es liegt. Und Sie wissen vielleicht auch, daß fünfzig Knoten westlich davon auf dem siebenundsiebzigsten Breitengrad Black-Island liegt?"

Tredrup legte die Hand an die Stirn.

„Ah! So. Ich erinnere mich, richtig! Was Neues von Black-Island, Herr Doktor?"

„Aber ja! Hier das Neueste." Er griff nach einer noch druckfeuchten Fahne.

„Erscheint heut im Mittagsblatt. Black-Island wieder um hundert Meter gestiegen. Herr Tredrup."

„Hm! Nochmals ... na ja, Herr Doktor. Aber das ist schließlich nichts besonders Verwunderliches. Das hat man schon tausendmal in der Südsee gesehen. Da steigen die Inseln auf und ab, wie die Pfannkuchen im heißen Fett ... Allerdings gesehen hat es selten einer. Es ist eine brenzliche Sache, wenn man nahe dabei sitzt. Ohne Seebeben und etwas Feuerwerk pflegt das gewöhnlich nicht abzugehen. Wie weit waren denn die Leute davon entfernt, als die Insel in die Höhe stieg?"

„Beim erstenmal kaum fünf Kilometer, Herr Tredrup."

„Alle Wetter ... Aus solcher Nähe ... das ist ja wirklich wunderbar. Und beim zweitenmal ..."

„Beim zweitenmal waren Augenzeugen nicht zugegen. Erst nach etwa vierundzwanzig Stunden stellte ein Walfänger die neuerliche Steigung fest."

„Rätselhaft! ... Und Sie meinen, Herr Doktor, diese Nuß zu knacken, das wäre etwas für Klaus Tredrup?"

„Ungefähr meine ich das so, Herr Tredrup. Wenn Sie jetzt nach Spitzbergen gehen, so besuchen Sie Black-Island und schicken Sie uns Artikel von ... der richtigen Mischung."

„Ansehen werde ich mir dieses merkwürdige Eiland jedenfalls, Herr Doktor. Ob ich Ihnen Artikel darüber senden werde ... senden kann ... weiß ich noch nicht."

„Aber ich bitte dringend darum, Herr Tredrup."

„Vielleicht, Herr Doktor ... vielleicht auch nicht. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Klaus Tredrup trat aus dem Gebäude wieder ins Freie. Behaglich vergrub er die Hände in den Rocktaschen und

schlenderte über die Straße. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch.

Wieder mal eine Etappe deines Lebens beendet. Kurz, aber vergnügt. Klaus, Klaus! Nun bist du auch Journalist gewesen. Na ... Schwamm drüber. Jetzt hin zu Uhlenkort ... Vertrag machen! ... Dann weiter nach Spitzbergen! Aber ...

... Black-Island ... Black-Island ...

Immer wieder kam der Name von seinen Lippen. 'ne Sache!

(Fortsetzung folgt.)

Herr und Dame.

Von Artur Brausewetter.

Was sagt „Herr"? Gar nichts.
Was sagt „Dame"? Alles.

Herr ist eine Anrede, eine Anschrift. Jedem wird sie zuteil, jeder hat Anspruch auf sie, mag er von der eigentlichen Bedeutung des Wortes noch so weit entfernt sein. Herr so und so ... weiter nichts. „Herr" ist kaum noch ein Begriff, eine Bezeichnung ohne Sinn und Gedanken ist es. „Mann" ist schon viel mehr. „Er ist ein Mann!" ja, das ist noch etwas. Aber „Herr".

Und nun — „Dame"! Das ist eine Auszeichnung. Eine Ehrenbenennung. Eine Adelsbezeichnung. „Dame". Das ist etwas anderes als „Frau", ja, etwas anderes noch als „Weib".

„Dame", das sagt man nicht zu jedermann. Und noch weniger von jedermann. „Dame", das sagt man voll stiller Ehrfurcht, sagt es, wenn man von dem Wesen einer Frau im Innersten ergriffen ist. „Dame", etwas Liebkosendes, zugleich etwas Hoheitsvolles in diesem Wort. „Jede Frau ist feiner als ihr Stand", hat einmal Jean Paul so treffend gesagt. Die wahre Frau ist nicht an die Schranken, auch nicht an das Ansehen eines Standes gebunden. Die Stellung des Mannes gibt ihr nicht die ihre. Sie schafft sie sich selber durch ihr Frauentum, durch die Anmut und Würde ihrer Weiblichkeit. Und in je höherem Grade sie das tut, desto mehr ist sie Dame.

Die Dame hat nicht nur den Rhythmus der Haltung, der Bewegung, der Art sich zu geben. Sie hat den Rhythmus des Herzens. Aus ihm quillt ihr der Takt, der bei einer Dame nie angelernt oder anerzogen, sondern angeboren ist. Das ist eben das Wunderbare: Ein weibliches Wesen kann alles werden: eine tüchtige Lehrerin, Beamtin, Kontoristin. Sie kann Nationalökonomie studieren oder Ärztin werden. Ja, eine gute Hausfrau kann sie werden und eine vorzügliche Mutter. Eine „Dame" kann sie nie werden. Und wenn man sie in die teuersten Pensionate und Erziehungsheime schickt — eine „Dame" ist man oder ist man nicht. Werden kann man sie nicht.

Der „Herr" oder „Mann", was ziemlich dasselbe ist, analysiert, kritisiert, seziert. Die „Dame" tut nichts dergleichen. Sie „wittert". Vermöge des ihr eingeborenen Feingefühls „wittert" sie die Dinge wie die Menschen und erkennt und durchdringt sie schneller und sicherer als der Mann mit all seiner Arbeit und seinem Verstande. Sie ist eben nicht Dame nach außen, nicht Dame in der Gesellschaft oder im großen Verkehr. Sie ist überall Dame: im Hause, ihren Kindern, ihrem Manne gegenüber. Nichts Gekünsteltes ist in ihrer Art kein Pochen auf ihr Damentum. Nicht einmal ein Suchen nach ihm. Es ist an ihr, in ihr. Sie kann gar nicht anders sein, kann sich nicht selbst verleugnen. Deshalb ist sie eine so unersetzliche Gefährtin ihres Mannes, eine Erzieherin ihrer Kinder ... nicht mit Worten, nicht durch die Tat — sondern durch ihr Damentum.

Aber nun das Traurige: Diese Dame ist im Aussterben begriffen. Es gibt nur noch ganz wenige von ihr, und diese sind nicht so leicht zu finden.

Vor kurzem besuchte mich ein Freund. Ich wollte ihm die Sehenswürdigkeiten unserer schönen Stadt und ihrer Umgebung zeigen, nannte ihm unsere berühmten Kirchen, Märkte, Museen. „Das interessiert mich nicht," sagte er. „Ich möchte eine Dame sehen."

Wir gingen des Vormittags durch alle belebten Straßen, fuhren des Nachmittags in das benachbarte Seebad, pilgerten über den großen Steg und die Promenaden. Wir sahen alte und junge Frauen, kunstvolle Frisuren, schlanke und weniger schlanke Waden, natürliche und nicht natürliche Gesichter, karmesinrote Lippen und bemalte Wangen — — eine „Dame" sahen wir nicht.

Bubikopf und fleischfarbene Wadenstrümpfe, Schminkkästchen und Puderquaste, oben und unten abgeschnittene Kleider — — das sind gewiß sehr nette und reizvolle Neuerungen — aber mit dem Begriffe der „Dame", wie wir ihn in alten längst überholten Zeiten einmal verstanden, wollen sie sich so ganz nicht vertragen. Warum empfinden wir auch so altväterlich und großmütterlich? Die „Dame" ist eben auch einer jener überlebten Begriffe. Sie ist eben wie so manches unmodern geworden — — arme „Dame"!

Vielleicht aber steigt das Zeitalter der „Dame" noch einmal aus der Vergangenheit empor, zeigt sich in verjüngter Gestalt — das heutige ist es nicht.

Dann werden die Frauen wieder nach Goethes Wort die silbernen Schalen werden, in die die Männer goldene Früchte legen. Dann wird die „Dame" wieder Adelsprädikat werden, das „Mächtigste auf Erden", wie der heute auch schon „unmodern" gewordene Ibsen sie einmal nennt, weil es in ihrer Hand liegt, den Mann dahin zu lenken, wohin Gott ihn haben will.

„O kehr' zurück, du holde Dame. Du tust unserer Zeit so bitter not, und wir haben dich lange und schmerzlich genug entbehrt.

Ueber Tuch und Umhang.

Plauderei von K. Kretzschmer-Dresden.

Der Hang des Menschen zum Primitiven ist sehr ausgeprägt. Meist ist er sich dessen gar nicht bewußt, wie stark das Primitive und die Urinstinkte ihn beherrschen, ja er sieht oft das Tausendjährige als Allerneuestes an und hört nicht auf die Stimme Ben Akibas, der sagte: Alles schon dagewesen!

Gehen wir durch eine moderne Kunstausstellung, so wird uns das starke Betonen des Primitiven ganz klar. Wir sehen hier Dinge, welche auf die Anfänge der Malerei überhaupt zurückgehen; Gegenstand, Farbe und Zeichnung sind oft von gesuchter und bewußter Einfachheit. Ähnlich ist es mit der Mode. In gewissem Sinne beherrscht die Farbe die Form, geht alles auf die Uranfänge der Bekleidung zurück. Man gebe einer modernen Frau irgend einen farbigen schönen Lappen, ein Stück Tuch, und sie wird sich in kürzester Frist dahineinzuwickeln verstehen und sich darin behaupten.

Wohl die wenigsten Frauen, welche sich in den letzten Jahren die farbigen Wolltücher strickten oder die Crepe de Chine-Schals bestickten oder bemalten, haben darüber nachgedacht, daß das, was sie da als letzte Neuheit zur Vervollkommnung ihrer Toilette brauchten, eigentlich zu den Anfängen jeder Bekleidung gehört. Noch ehe es Schneiderateliers und Modefürsten und -fürstinnen gab, entstand das Tuch, die schützende, wärmende Hülle, das Gewand, dessen unzählige Falten wir auf den Statuen der alten Griechen bewundern können, und das auch durch die ganze Kunstgeschichte hindurch, von der Toga des Römers und der Kutte des Mönchs und der Einsiedler über die kostbaren Umhänge der Engel van Eyks und der Tücher von Rembrandts Goldwägerin und der Susanne im Bade bis zu denen der vornehmen englischen Porträtisten, wie Lawrence und Gainsborough, und denen unseres Anselm Feuerbach reicht. Das Tuch hat unzählige Wandlungen durchgemacht: einmal ist es Schal, einmal Mantel, einmal hüllt es die Nonne ein, das andere Mal den Minnesänger, einmal ist es lang, dann ist es nur noch Cape, kurzer Umhang, wie ihn die Husaren als letztes Überbleibsel in Gestalt ihrer Attila an ihrer Uniform trugen; einmal ist es ein leichtes, rieselndes Spitzengewebe, ein andermal fließt es aus strotzendem Brokat und ist mit Edelsteinen durchwirkt. Noch heute behauptet es sich in dieser letzten Form in der katholischen Kirche, blendet uns durch seine Üppigkeit und Pracht, während zu gleicher Zeit die nüchterne, graue Lodenpelerine oder der Gummiumhang den Zwecken des modernen Menschen dient. Zur Zeit des Rokoko verschwindet es mehr und mehr, zerflattert in Spitzen und Bändern und sitzt als leicht geschwungenes Halstüchlein, lächerlich klein und unbedeutend, schützend um den Hals der Schäferin. Zuzeiten, wenn die Gewänder selbst die ganze Gestalt aufbauschen, wenn die Reifröcke sich spreizen, verschwindet das Tuch fast ganz. Aller Stoffüberfluß wird mit tausend Puffen in den Rock und die Ärmel hineinverlegt, ein solches Gewand verträgt keine schmückenden Beigaben mehr, es herrscht allein. Wir sehen es deutlich zurzeit des Rokoko auf den Bildern Watteaus und Fragonards, da ist alles am Kleide selbst. Gehen wir aber nur um wenige Jahre weiter, so finden wir die glatte klassizistische Linie und mit ihr das Tuch. Die Kaiserin Josephine, von Prud'hon gemalt, trägt auf weißem Empiregewande das rote türkische Tuch; auch die Frauen bei Ingres tragen es wieder.

Tuch und Cape sind Schwestern, das Tuch ist die ältere von beiden mit leichterem Geblüte, das Cape die jüngere und etwas schwerfälligere und gebildetere. So ist es ganz erklärlich, daß auf die Tuchmode von gestern die Capemode folgt. So ist es immer gewesen. Als das einfache Umschlagtuch nicht mehr genügte, wurde daraus das Cape gemacht. Das Cape ist aber mehr der Mode unterworfen als das primitive Tuch, es herrscht immer nur für Dezennien.

In meiner Jugend war das Cape bei schwangeren Frauen sehr beliebt, man nannte es deshalb „Cap der guten Hoffnung“. Unsere Urgroßmütter hüllten sich zum Zeichen der Freude und der Trauer in das Tuch; wir wissen, daß die kostbaren türkischen Schals als Attribut ihrer Frauenwürde die junge Frau in das neue Leben begleiteten und daß der schwarze Schal das Sinnbild der Witwenschaft und der Trauer war. An den Höfen war er noch bis in die letzte Zeit das vorgeschriebene Gewand bei tiefster Hoftrauer für die Damen der Hofgesellschaft.

Die Herrschaft des Capes und des Tuches in der Mode ist zweifellos auch wieder ein Fingerzeichen dafür, daß die Mode das allzu Schlanke und Schmucklose der letzten Zeit auf die Dauer nicht verträgt und da etwas hinzufügt, wo die Kalorienernährung allzu viel runde Formen verdrängt. Die Abendcapes, die zu den großen Toiletten passend getragen werden, lassen ihre Trägerinnen oft viel imposanter und schöner vermuten, als ihr dürftiges, sehniges Sportkörperchen es in der Tat ist, wenn es sich aus der seidenstrotzenden Umhüllung herausschält.

Schal und Cape sind von jeher die Lieblinge der Maler gewesen. Nur in Zeiten, wo das Nackte, Nüchterne, Realistische herrschte, wo der Romantik und Phantasie gar nichts zu sagen übrig blieb, sind sie geschwunden, aber wenn es nur irgend anging, haben die Maler doch wenigstens ein Zipfelchen davon angebracht und es liebkosend mit ihrem Pinsel behandelt. Rubens, Rembrandt und van Dyck haben geradezu in der Behandlung von Tüchern und seidigen Gewändern geschwelgt, man fühlt ihnen die Freude an der Darstellung des Lichtes auf den Stoffen förmlich nach. Bei den Italienern finden wir die Mutter Gottes mit den schönsten Tüchern geschmückt, die sie umflattern, und dabei gleichzeitig eine Verbindung zwischen Himmel und Erde darstellen. Man denke ferner an den blauen Mantel von Battonis „Büßender Magdalena“ oder an die „Heilige Agnes“ von Ribera, welche Engel mit einem weißen Tuche bekleiden, man denke an die wundervolle Bewegung, mit welcher der „Moses“ von Michelangelo in die Falten seines Gewandes greift.

Fast alle berühmten Frauenbildnisse haben Schals; so Lionardos Monna Lisa, Goyas Frauen zeichnen sich durch wundervoll gemalte spanische Spitzenschals aus, Tizians Frauen tragen Kopfschals, welche auf die Schultern herabfallen und das Gesicht einrahmen, das berühmte Gemälde von Sargent der Schauspielerin Ellen Terry in London als Lady Macbeth hüllt diese in einen grünbläulich schimmernden Umhang gleich dem Leibe einer unheimlichen Schlange ein. Wenn die Mode der Zeit es dem Maler gar nicht gestattet, einen Schal anzubringen, so hilft er sich manchmal, indem er seiner Schönen doch wenigstens ein Spitzentaschentuch in die Hand drückt. Die modernen Maler lehnen aus Sachlichkeitsgründen derartige schmückende Beigaben ab, doch fragt es sich, ob wir nicht auch hier noch einmal einen Sieg des Romantischen erleben werden, wie bereits in der Literatur. Auf Zeiten des allzu Nackten und Nüchternen folgen meistens solche des Prunkes und des Überschwanges.

Aus diesen Ausführungen sehen wir zur Genüge, daß das moderne Cape und das unvermeidliche Wolltuch — deren Höhepunkt allerdings überschritten zu sein scheint — keineswegs so modern ist, wie es jetzt ausgegeben wird. Sie sind, wie ich gezeigt habe, denkbar primitive Kleidungsstücke, und es hängt lediglich von der Anmut und dem Geschmack ihrer Trägerin ab, ob sie modern und sachlich wirken oder primitiv und unelegant. Es kommt auch hierbei wieder alles auf die Trägerin an — — oder auf den, von dem sie sich malen läßt.

Flußandacht.

Weither, wo zum Himmel greifen
Blaue Berge, lichtverträumt,
Fließt der Strom durch Wiesenstreifen,
Die ein dunkler Wald umsäumt.

Nirgends frische Farbenbilder!
Schattenschauer scheucht den Tag.
Nächtens nur verklärt ein milder
Mondenschimmer Fluß und Hag.

Gold'ne Sternenbahnen dehnen
Weit sich in der Wellen Spiel;
Flur und Flut beseelt ein Sehnen
Nach dem unbekannten Ziel.

Hanns Bruno Herfurth.



Bunte Chronik



*** Eine Hamlet-Bearbeitung Gerhart Hauptmanns.** Gerhart Hauptmann war seit langem der Meinung, daß Shakespeares „Hamlet“ in seiner jetzigen Fassung als verstümmeltes Werk anzusehen ist. Er hat sich infolgedessen jahrelang bemüht, an Hand zahlreicher Quellen das Werk wieder so zu bearbeiten, wie es — nach Hauptmanns Meinung — Shakespeare selbst gedichtet hat. Diese Neubearbeitung des „Hamlet“ ist jetzt vollendet und soll demnächst an einer großen deutschen Bühne zur Aufführung kommen.

*** Umgang mit Kunstwerken.** Das kostbare Gemälde Jan und Hubert van Eycks, „Anbetung des Lammes“, soll im nächsten Januar in einer belgischen Kunstausstellung in London gezeigt werden. Die Verhandlungen über den Transport des 500 Jahre alten Gemäldes sind im Gange; es ist geplant, das Gemälde in einem besonderen Eisenbahnwagen von Gent nach London ohne Umladung zu bringen.

*

*** Die Herbstzeitlose als „Salat der Hexen“.** Die Herbstzeitlose, die nunmehr auf feuchten Wiesen wieder ihre schlanken zartlila Blüten erhebt, führt im Volksmund allerhand Namen. In Schlesien heißt sie „Michaelisblume“, weil sie immer um den Michaelistag (29. September) herum blüht, in Thüringen „Spinnblume“ und in Schwaben gar „Lausblume“. Am seltsamsten aber benennen die Landleute in Niederhessen die Herbstzeitlose, denn nach einer hessischen alten Sage, bereiten sich die Hexen in der Walpurgisnacht aus den Blättern der Herbstzeitlosen einen guten Giftsalat und nach diesem Volksglauben nun heißt man die Blume dort den „Salat der Hexen“.

*

*** Wie schnell es geht.** Menschenhaar wächst ein dreizehntausendstel Millimeter in der Sekunde. Eine Strecke, die von einem Menschen in vier Minuten zurückgelegt wird, fährt ein Automobil in 30 Sekunden. Der Schall durchläuft 300 Meter in der Sekunde, das Licht in derselben Zeit 320 Millionen Meter.

*

*** Ein Körperteil als selbständiges Tier.** Bekanntlich gibt es verschiedene Tiere, so z. B. gewisse Würmer und Schnecken, denen die Fähigkeit eigen ist, wenn sie vom Feinde angegriffen werden, die gefährdeten Teile ihres Körpers einfach abzutrennen und im Stiche zu lassen, was ihrem Fortbestehen auch weiter nicht schadet. Bei manchen Seesternen aber kann man eine Beobachtung machen, die wirklich verblüffend ist. Verliert nämlich ein solches Tier einen seiner den Körper strahlenförmig umgebenden Arme, so entsteht aus dem abgetrennten Arm binnen kurzem wieder ein neuer Seestern.

*

*** Rotes Haar und Heirat.** Daß Zusammenhänge zwischen diesen beiden Begriffen bestehen sollen, will ein Haarfachmann entdeckt haben. Er behauptet, daß Damen mit rotem Haar in bezug auf das Geheiratetwerden sehr günstig dastehen. Auch in den Irrenanstalten würden sich kaum weibliche Geisteskranke mit rotem Haar befinden. Jedenfalls dürfte die Folge dieser Feststellung eine gesteigerte Nachfrage nach roten Haarfärbemitteln sein.

Lustige Rundschau



*** Die Kehrseite.** Bobby zieht den Hund am Schwanz. Die Mutter warnt: „Bobby, das darfst du nicht, der Hund wird dich beißen!“ — „O nein“, sagt Bobby treuherzig, „an dem Ende beißt er nicht!“

*

*** Die Frage eines Freigesprochenen.** Der Richter zum Angeklagten: „Der Beweis, daß Sie die Uhr gestohlen haben, hat sich nicht erbringen lassen; Sie werden daher freigesprochen.“ Der Angeklagte rührt sich nicht und zeigt eine Unentschlossenheit, als hätte er noch etwas zu sagen. „Sind Sie nicht zufrieden?“ fragt der Richter. „Sie sind jetzt in Freiheit.“ Der Angeklagte: „Ich danke, aber sagen Sie mir doch, Herr Präsident, gehört die Uhr jetzt mir, oder muß ich sie wieder herausgeben?“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.